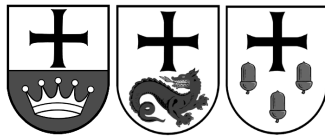


# Unser Kirchspiel

---

Mülheim - Sichtigvor - Waldhausen



Nr. 49

7/2005

---

## Waldnutzung in früherer Zeit I Für Ackerbau und Viehhaltung war der Wald unverzichtbar

Im Jahre 1821 begannen die Bestrebungen der preußischen Regierung, den Mülheimer Wald, ihren Domaniel-Besitz, aufzuteilen und seinen größeren Teil den Eingesessenen von Mülheim, Sichtigvor und Waldhausen zu übereignen. Die Preußen hatten den alten Deutschordensritterwald selbst erst vor fünf Jahren von den Hessen übernommen, die als ehemalige Verbündete Napoleons nach dem Wiener Kongress das Herzogtum Westfalen wieder abgeben mussten. Die Deutschen Fürsten hatten sich nach dem Reichsdeputationshauptschluss von 1803 mit großem Eifer sämtliche Ordensgüter einverleibt. Um so mehr erstaunte, wie schnell sie sich – und in dem Mülheimer Fall auch ohne großen Gewinn – von ihnen wieder trennten. Schon die Hessen-Darmstädter hatten mit Waldaufteilungen begonnen. Die neuen preußischen Herren trieben diese Forstpolitik zügig und auf breiter Ebene voran, denn wie mit dem Mülheimer Kommendewald verfuhr die Regierung auch mit allen anderen 18 Ruhr- und Möhnemarken des Arnsberger Waldes. In 11 Jahren von 1821 bis 1832 wurden 14 von ihnen mit 26.728 ha Wald aufgeteilt. Die Gründe für diesen Eifer der Regierung lagen in den wirtschaftlich schlechten Zuständen der Waldungen und der Unmöglichkeit dieses unter den gegebenen Umständen ändern zu können. Die Herabwirtschaftung der Wälder rührte von den Mitnutzungsrechten der Bauern und übrigen Eingesessenen her, und solange diese „Servituten“ darauf hafteten, würde sich die unbefriedigende Situation nicht verbessern lassen, eher noch weiter verschlechtern. Eine forstgerechte, an Nachhaltigkeit und Gewinn orientierte Bewirtschaftung ließ sich so nicht betreiben. Schon jetzt konnten nicht einmal die Kosten der Forstverwaltung aus den Erträgen der fiskalischen Nutzungsrechte gedeckt werden. In den fünf Möhnemarken Günne, Delecke, Körbecke, Syringen (Völlinghausen) und Allagen lagen im Jahre 1816 die Kosten der Administration mit 638 Reichsthalern und 20 Silbergroschen über den Einnahmen von 598 Reichsthalern.

Wie war es nun zu dieser Situation im Arnsberger Wald und dem ganzen Sauerland gekommen? Die Erklärung ist – wie schon angedeutet – die vor allem im 18. Jahrhundert zunehmende Beanspruchung der Wälder durch die landwirtschaftlich orientierte Bevölkerung. Die Mengen an pflanzlicher Substanz, die sie Jahr für Jahr dem Wald entzogen hatte, waren größer als das, was nachwachsen konnte. Das hatte etwas mit der wachsenden Bevölkerungszahl zu tun, grundsätzlich aber vor allem mit der damaligen Abhängigkeit der Landwirtschaft vom Wald. Ohne das Fundament der Waldnutzung waren Viehhaltung und agrarische Produktion, besonders in den klimatisch benachteiligten höheren Regionen, nicht möglich.

### Landwirtschaftliche Tätigkeitsfelder im Walde

Viehhude, Schweinemast, Laubheu, Streuentnahme, Brenn- und Bauholz kennzeichnen die lebenswichtige Rolle der Wälder für die Erzeugung und Gewinnung existenziell notwendiger Güter, sowie die Sicherstellung des Energiebedarfs. Dass die Landwirtschaft des Sauerlandes von Anfang an vom Walde abhängig war, hing mit den natürlichen Faktoren dieses Raumes zusammen. Boden, Klima und Gebirgigkeit ergaben eine der Agrarwirtschaft eher abträgliche Landesnatur. Die sauren aus Grauwacke und Tonschiefer hervorgegangenen Lehm Böden südlich der Haar sind kalk- und nährstoffarm. Ohne ständige Düngerzufuhr fallen die Ackerernten mehr als mager aus. Ungünstig für das Wachstum wirken sich auch die niedrigen Durchschnittstemperaturen und das unterdurchschnittliche Lichtklima des Sauerlands mit 200 trüben Tagen aus. Die hohen Niederschlagsmengen waren zwar dem Graswuchs förderlich, aber es gab kaum Wiesen und Weiden außerhalb der Talauen, da jede dafür geeignete Fläche dem Getreideanbau dienen musste.

Die folgenden Kapitel sollen nun darlegen, in welcher vielfältiger Weise die Sauerländer Menschen den Wald als notwendige Ergänzung für ihre Landwirtschaft nutzten.

## Kühe am Ochsenrücken

Für die Viehhaltung war der Wald als Futterlieferant unverzichtbar. Und Viehzucht hatte damals angesichts der mangelhaften Getreideproduktion einen besonderen Vorrang. Nun boten die lichten mit Blößen durchsetzten Laubwälder der damaligen Mülheimer Mark ein reichhaltiges Futter an. Das Laub der Holzgewächse, grün oder als Heu verfüttert, hat einen höheren Nährstoffwert als mittleres Wiesengras. So konnten auch die Sichtigvorer „Kleinstbauern“, die sich seit 1656 als Bedienstete der Kommende südlich der Möhne niedergelassen hatten dank der Waldhude ein oder zwei Kühe halten. Im Walde hüteten Kuhhirten die Tiere des Kirchspiels. Aus der Zeit um 1800 ist der „Heier“ Jakob Bühner, 1794 „auf der Landkommenderey Freiheit (=Sichtigvor) wohnend“, bekannt.



Ziegenhüten am Narrenberg um 1950

Die Kommende hatte im 18. Jahrhundert verboten, Vieh ohne Hirten einzutreiben, um den Waldnachwuchs nicht überall zu gefährden. Das Weidewieh richtete am Wald Schäden an, nicht nur wie beim Wildverbiss an Jungtrieben, es zertretete Bodenvegetation und trampelte breite Triftkorridore zu den entfernteren Distrikten. Um die Schäden zu begrenzen, war Schafherden fast überall der Zutritt in die Wälder verboten.

Auch Ziegen versuchte man - meistens vergeblich - durch Erlasse aus den Wäldern fernzuhalten. Für die Rindviehhaltung spielte auch die Vor- und Nachhude in der Feldflur eine große Rolle. Nach der Ernte vereinigten sich die Felder zu einer großen gemeinsamen Hude. Solange die Witterung es erlaubte, weideten die Tiere im Freien. Die Vorhude auf den wenigen Wiesen erstreckte sich oft bis in den Sommer hinein, so dass sich die Heuernte verzögerte und der 2. Schnitt, das Grummet, fast immer entfiel. Die ohnehin kleinen Heumengen waren der Hauptgrund für die extrem kurzen Stallfütterungszeiten, im Durchschnitt 135 Tage, mit den Folgen einer zu geringen Düngermenge und der Belastung von Wald und Flur in der Vor- und Nachhude. Es gab aber keinen Futteranbau von Klee oder Rüben und Viehkraftfutter aus Getreide zu verabreichen, war für die Menschen undenkbar. Wieder musste der Wald, auch bei der Stallfütterung, aushelfen. Das Vieh bekam Laubheu, das die Landbevölkerung nach dem Blattfall zusammengeharkt oder aus abgestreiften oder abgeschnittenen Laubzeug gewonnen hatte. Auch Waldgras rupften oder schnitten die Menschen. (Eine Forstbehörde wollte dieses nur mit Sichel gestatten, um Sensenschäden an Jungbäumen zu verhindern.) Den Mangel an Winterfutter konnte aber auch der Wald nicht beheben. Wenn die Tiere am Ende des Winters aus den Ställen getrieben wurden, boten sie oft eine erbarmungswürdig abgemagerte Erscheinung. Von „Gerippen“ sprechen Zeitgenossen von 1820. Wenn der Freiherr von Hobe 1805 in seinen Landesbeschreibungen von „halbverhungertem Vieh, für das Todschnachten gezogen“ sprach, wollte er damit auch die unpassend hohen Viehbestände in den Dörfern anprangern. Genauere Zahlen über die Nutztiere des Kirchspiels Mülheim aus früheren Jahren sind nicht überliefert. Gelegentlich sind die in den Wald geführten Kühe, für die pro Kopf ein Groschen gezahlt werden musste, aufgeführt. So zählte die Waldherde des Jahres 1720 87 Tiere. Von den damals 16 Sichtigvorer Hausstätten hatten mit Bestimmtheit ein oder auch zwei Kühe: Jürgens, Tigges, Mellins, Knappmüllers, Schepers, Davids, Figgen und Webers.

An das damals gewohnte Bild der grasenden und wiederkäuenden Rinder im Wald erinnern heute noch die Namen der Forstorte Ochsenrücken und Ossenkämpe.

## Borstenvieh und Schweinemast

Der Wald war auch für die Hausschweine des Kirchspiels Lebensraum und Nahrungsstätte. Zu ihrer Mästung trieb sie der Schweinehirt in die Eichen- und Buchenbestände. Die Stallfütterung außerhalb der Hudezeiten diente zu nicht viel mehr als die Tiere am Leben zu erhalten. Mehr als Küchen- und Gartenabfälle konnten die Menschen ih-

nen nicht bieten. Kartoffelanbau, der später auch die Waldmästung überflüssig machte, begann erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit zunächst unbedeutenden Mengen eine Rolle zu spielen.

Getreideprodukte erhielten die Schweine – außer Brotresten – wohl nur gelegentlich in Form der Reste aus den Kornbrennereien. Unter diesen Ernährungsbedingungen ist es nicht verwunderlich, dass die Schweine bei fast jeder Witterung nach draußen geschickt wurden.

Nach der Getreideernte durften gemäß der Polizeiordnung als erste die Schweineherden auf die Feldflur, es folgte das Hornvieh und danach erst die Schafe. Für die Mästung der Schweine als Fleisch- und Fettlieferanten kam nur der Wald in Frage. Die Eichel- und Bucheckernmast dort war aber keine sichere Angelegenheit. In der Regel reift auf den Bäumen nur alle sieben Jahre eine „Vollmast“. Dazwischen bescheren sie eine Halb-, Viertel- oder gar nur die „Sprengmast“. Die Feststellung und Abschätzung der im Herbst zu erwartenden Fruchtemenge war in jedem Jahr ein wichtiges und spannendes Ereignis, denn davon hing ab, wie viele Schweine zur Mast zugelassen werden konnten. An der Waldbegehung, zumeist Anfang Oktober, nahm gelegentlich sogar der Landkomtur persönlich teil, so wichtig, aber auch schwierig war eine richtige Beurteilung.

Aus dem über 300 Jahre alten Geleitwort des Rentmeisters zur Schweinemastrolle (Verzeichnis) des Jahres 1671 tritt die Bedeutsamkeit des Vorgangs anschaulich hervor:

„Als in itztlaufenden 1671 Jahr Gott der Allmächtige die hiesige Landtkommenthurey Molheimb mit ansehnlicher Eichelmast sowohl in dem Walde jenseits der Möne als auch diesseits in der Högde, Brelloh, Taubeneich, Ripenberg, Profit und sonst überall gesegnet hat, so ist freitags, den 4. September die erste Besichtigung, welcher Ihre Hochw. Gnäd. Herr Landtkommenthur Freyherr von Fürstenbergh selbst beigewohnt und folgendes Sonntags, den 13. September, die 2. Besichtigung durch verschiedene darzu bestellte Aestimatores gehalten worden.

Und ob zwar alle den Bericht eingebracht, dass sie Mast genug gefunden hätten, so ist doch all noch kein gewisses Quantum – wie viele Schweine eigentlich eingetrieben werden können – determiniert, sondern für gut angesehen worden, den Anschlag bis zu erfolgender 3. Besichtigung zu suspendiren.“

Dass Schweine im Walde sich zu einem nicht geringen Anteil auch durch die Erdmast ernähren (Larven, Würmer, Pilze), mussten die Schätzer mit berücksichtigen. Außer den weiten Eichen- und Buchenbeständen des Arnsberger Waldes gab es noch kleinere Waldungen an der Haar und im weiteren Feld, die mit ihren Eichen kleineren Herden genügend Mast boten.

In die Tauben Eichen und die Eichen der Höchte bei Waldhausen schickte man 1629, im Dreißigjährigen Krieg, 60 Schweine zur Mästung, in das Provitholz und auf den Ritterberg 55 und in den Busch bei den Liethöfen 16 Tiere. Die jährlichen Zahlen von den überlieferten „Mastrollen“ liegen zwischen 115 und mehr als 500 Schweinen. Bei diesen Schweineherden liefen aber wohl immer auch auswärtige Gastschweine mit, manchmal bis zu 50 Tiere. 1688 durften Schweine aus 10 Orten zwischen Rüthen und Soest im Mülheimer Wald sich mästen. Zu ihren Besitzern gehörten der Richter von Erwitte, die Nonnen von Kloster Odacker, aber auch die „Juffern“ des Stiftes Cappel.

Das folgende Mastrollenverzeichnis aus dem Jahre 1691 weist die Familien des Kirchspiels Mülheim aus, die in diesem Jahr Schweine zur Feistung in den Wald schickten:

„Mastrolle 1691 über die Schweine, die im Walde eingefestet worden sampt dem Hütelohn von acht vollen Wochen“ (wöchentlich 7 Groschen; 56 Groschen = 1 Reichsthaler 20 gr.)

<u>Mülheim</u>		<u>Sichtigvor</u>		<u>Waldhausen</u>			
Sorries	3	Müller	1	Frohne, Herman	1	Rasche	1
Kochs	3	Lutter	1	Hillebrand Wennemar	1	Mester	2
Rubarts (Liet)	14	David (Fischer)	1	Haufnagel	1	Tymann	2
Hercke (Nölken)	3	Schlüter	2	Cordes	2	Drees Dirich	1
Ising	3	Hans Herman	1	Thommes	2	Schlüters Drees	1
Schnieder	3	Michel	1	Jäger (Bückers)	2	Gockel	3
Mertin	2	<u>Peter</u>	<u>1</u>	Luigs Henr.	1	<u>Schulmeister</u>	<u>1</u>
Wessel Rembert	2		8	Hennen, Adam	3		32
Vahle	2			Johan Schulte	1		
Wormb	1	<u>Echelnpöten</u>		Schulte	2		
Redder	1	Huneke	1	Stall Stopfel (-henrich)	1		
Jacus	1	<u>Schulte</u>	<u>1</u>	Billstein	1		
<u>Schlüters Herm</u>	<u>1</u>		2	Schepers Jorgen	1		
	39			Gelhaar	1		
				Rinke	1		

Mit den Schweinen von auswärtigen Personen und den 18 gebührenfreien Tieren der Kommende ergab sich eine Gesamtzahl von 157 Mastschweinen für 1691. Die Einnahmen der Kommende beliefen sich auf 215 Reichsthalern.

Konnte wegen schlechter Ernteaussichten nur eine kleine Herde zusammengesetzt werden, sorgte die Kommende dafür, dass aus jeder Hausstätte wenigstens ein Schwein zur Mästung kam. Die Mastzeit dauerte 4 bis 12 Wochen, vom 1. Oktober bis – je nach Witterung – 31. Dezember. Nachts trieb der Schweinehirt mit seinen Beihirten die Herde in ein umzäuntes Gehege oder in einen Waldstall. Der letzte Maststall des Kirchspiels Mülheim stand am Waldrand, auf dem heutigen Narrenberg-Parkplatz. Dieser sogenannte „Holländer“ Stall war immerhin so groß, dass später nach seiner Umnutzung 1808 zwei Familien darin wohnen konnten. (Die Nachfahren der einen haben den Beinamen Holländers bis heute behalten.)

Waren die Matschweine um Weihnachten zum Schlachten heimgekehrt, durften die Faselschweine, so nannte man die jüngeren nicht mehr saugenden Tiere, auf die Nachmast, die noch bis März dauern konnte. Über Waldschäden durch das Borstenvieh gab es kaum Klagen, die Wühlarbeit der Tiere schien den Forstleuten sogar förderlich für die Naturverjüngung durch Baumsamen zu sein. Auf die Artenzusammensetzung der Wälder übte die Schweinehude Einfluss aus, indem die Menschen von je her die Masteichen schonten und bei der Waldverjüngung bevorzugten. Einer der ersten Sichtigvorer Schweinehirten war Augustin Risse (gest. 1713). Er wohnte mit seiner Frau Margaretha Möller in dem kommandeueigenen Haus auf der Kupferhammerwiese zwischen Möhne und Mühlengraben.

### **Der Wald düngt die Felder**

Die verkürzten Stallfütterungszeiten vor allem des Rindviehs waren mitverantwortlich für Überweidung und Schädigungen des Waldes. Die kurze Aufstallung erzeugte aber noch ein weiteres Dilemma: eine zu geringe Düngermenge. Die von Natur mäßigen und durch jahrhunderte langen Feldanbau verarmten Böden brauchten jedoch dringend Düngerzufuhr, wenn die schon mageren Ernten nicht ins Bodenlose abgleiten sollten. Versuche, eine längere Stallfütterung, z.B. durch Kleeanbau zu ermöglichen, scheiterte an dem System der Dreifelderwirtschaft und dem Zwang, alle Felder nach der Ernte für das Vieh freizugeben. Aber selbst die kurze Stallzeit kämpfte mit dem Problem, nicht genug Einstreu unter die Tiere für die Mitproduktion zu haben. Roggenstroh landete größtenteils auf den Dorfdächern, die um 1800 fast alle noch strohgedeckt waren. Das übrige Stroh fraßen Pferde, Rindviecher und Esel als unentbehrliches Winterfutter. Der Landwirtschaft war jedoch durchaus bewusst, dass sie Stalldünger unbedingt brauchte. Hilfe leistete wieder der Wald. Die Bauern holten sich aus ihm fuderweise Einstreu. Zu den Waldberechtigungen der Mülheimer und Sichtigvorer, die ihnen im Teilungsvertrag von 1833 aberkannt wurden, zählten ausdrücklich Laubharken und Farnkrautschneiden. Zum Unterstreuen dienten aber nicht nur Farne und abgefallene Blätter, sondern aus der Kraut- und Bodenschicht auch jegliches anderes Pflanzenmaterial in großer Menge. Der frühere dichtstehende schattenspendende Hochwald war längst einer parkähnlichen, lichten und von vielen Blößen unterbrochenen Waldlandschaft gewichen. Heidekraut, Waldbeeren und viele lichthungrige Krautarten bildeten weite geschlossene Flächen, die nicht nur dem Vieh gutes Futter, sondern auch den Feldern organischen Dünger boten. Die Bauern schnitten dazu nicht nur die oberirdischen Pflanzenteile ab, sondern gingen daran, zugleich die ganze oberste Bodenschicht mit Wurzelwerk, verrottenden Teilen und Humuserde abzutragen. Zu diesem Heidhacken oder Plaggenhieb bedienten sie sich spezieller Plaggenmesser. Das Material eignete sich, wenn es untergestreut und dann in „Heidhaufen“ vor den Ställen noch eine Weile verrottet war, hervorragend als Dünger. Allerdings konnten auch diese Mengen den eigentlichen Bedarf der Äcker nicht decken, man hielt für 30 Morgen Ackerland bis zu 400 Fuhren Plaggen erforderlich. Solchen Mengen waren natürliche Grenzen gesetzt, sie wären auch auf heftigen Widerstand der Förster gestoßen, denn das Heidhacken war an sich schon ein verheerender Eingriff des Menschen in den Naturhaushalt des Waldes. Er verhinderte die Naturverjüngung und schädigte den Boden so nachhaltig, dass anspruchsvolle Baumarten nicht mehr darauf gedeihen konnten. Die verbreiteten Flurnamen Heitkopf und Kahlenberge kennzeichnen fast immer solche ehemaligen durch vielfachen Plaggenhieb abgeschälte Heidflächen. Selbstverständlich verbot der Teilungsvertrag des preußischen Staates den Eingesessenen des Kirchspiels dieses Nutzungsrecht sehr eindringlich. Wie an anderen Stellen auch werden die dorfnahen Waldflächen Sichtigvors am ehesten von der Heidhackerei betroffen gewesen sein. Die 1820 noch zum Wald gerechneten Bereiche Hammerberg, Siurer Brauk, Haseln, Heitkopf und Wisor waren damals schon vollständig baumfrei und sie waren mit Sicherheit dem Heidhacken ausgesetzt gewesen. Auch die auffällig dünne Mutterbodenschicht dort deutet darauf hin.

Der folgende 2. Teil wird über die Holznutzung im Arnsberger Wald berichten. Großer Brenn- und Nutzholzbedarf, vor allem der enorme Verbrauch der Kohlenmeiler und Pottaschebrennereien führte zu verheerenden Schäden am Walde.

---

Quellen: Bernward Selter „Waldnutzung und ländliche Gesellschaft“ Schöningh 1995  
Johann von Hobe „Anweisungen zu einer besseren Holzkultur ...“ Münster 1791  
Johann von Schwerz „Beschreibung der Landwirtschaft in Westfalen und Rheinpreußen“ ND Münster Hiltrup 1979